

Rezensionen

Emma Renold: Girls, boys and junior sexualities: exploring children's gender and sexual relations in the primary school. – 1. publ. – London [u.a.] : RoutledgeFalmer 2005, ISBN 0-415-31496-8-ISBN 0-415-31497-6

Das vorliegende Buch geht auf die ‚thesis‘ der Autorin aus dem Jahre 1999 zurück. Angeregt und unterstützt durch ihre Kollegin an der ‚School of Social Sciences‘ der Cardiff Universität, der bekannten englischen Forscherin Debbie Epstein, hat Emma Renold ihre Dissertation in ein lesenswertes und spannendes Buch verwandelt. Sie widmet sich einem Thema, das noch nicht breit erforscht ist: „Gender and sexual relations in the primary school“. In vielen Diskursen wird Kindern und Kindheit eine gewisse ‚Unschuld‘ oder gar ‚Asexualität‘ zugeschrieben. Mit diesem Mythos räumt die Arbeit gründlich auf.

Im ersten Kapitel „Sexualising gender, gendering sexuality“ (S. 1) verortet sich die Autorin theoretisch. Sie stützt sich auf feministische, post-strukturalistische und ‚queer theories‘. Anschließend stellt sie den Forschungskontext dar, in dem sie ihre empirische Untersuchung durchgeführt hat. Es handelt sich dabei um eine ethnographische Studie an zwei Primarschulen einer Kleinstadt. Eine Schule – Renold nennt sie Tipton – ist sehr beliebt, hat überdurchschnittliche SAT-Ergebnisse¹, steigende Schülerzahlen und wird vorwiegend von „white, predominantly ‘middle-class’ families“ besucht. Die andere Schule – Hirstwood – hat sinkende Schülerzahlen, die SAT-Ergebnisse sind unterhalb des nationalen Durchschnitts, das Einzugsgebiet umfasst eine „white predominantly ‘working class’ “ (S. 10) Bevölkerung.

Ursprünglich wollte Renold „gender and children's constructions of school-based masculinities and feminities“ (S. 9) nachvollziehen. Während ihrer Arbeit im Feld (1995/96) wurde sie zunehmend aufmerksam auf „quite a complex interactive and daily social und cultural network of (hetero)sexual performances by both girls and boys as they negotiated their gendered selves“ (ebd.). Der Fokus der Arbeit veränderte sich somit.

1 Standard Assessment Tests – Schulleistungstests, die kontinuierlich in Englands Schulen durchgeführt werden.

Renold stellt ihre Arbeit in den Kontext von Forschungsarbeiten von Barrie Thorne, Bronwyn Davies, Paul Connolly und Becky Francis. Allen ist gemeinsam, dass sie in ethnographischen Studien Kinder eher als Teilnehmende und nicht als ‚Objekte oder Subjekte‘ der Forschung betrachten. Deshalb legte die Verfasserin des Buches ihre Untersuchung so an, dass „children’s subjective experiences“ maximiert werden. Sie führte mit insgesamt 59 Kindern aus dem ‚Year 6‘, dem letzten der ‚primary school‘, unstrukturierte Gruppeninterviews durch. In der Klasse aus Tipton waren 13 Jungen und 16 Mädchen, in Hirstwood 13 Jungen und 17 Mädchen. Die Interviews wurden in Freundesgruppen verwirklicht, jedes Kind nahm an mindestens 6 der insgesamt 82 Gruppengespräche teil.

In Kapitel 2 arbeitet die Autorin den Forschungsstand zum Thema auf. Hier zeigt sich, dass die ‚primary school‘ eine zentrale institutionelle Einrichtung ist, die einem „protecting, promoting and nurturing the sexual innocence of young children“ (S. 38) dient. Sexualität wird Erwachsenen und frühestens Teenagern zugeschrieben. Renold hält es aber für kurzsichtig, ‚pre-teenage children’s knowlegde‘ zu übersehen und Kinder nicht auch als ‚sexual beings and becomings‘ zu betrachten. In der aufgearbeiteten Literatur wird deutlich, wie Heteronormativität in der Primarschule greift und sowohl die Sexualitäten der LehrerInnen als auch die der SchülerInnen reguliert. Bislang wird aber vorwiegend zu einer ‚(hetero)sexualisation of young feminities‘ gearbeitet. Jungen werden weitaus weniger in diesem Forschungskontext einbezogen. Dieses Defizit aufzuarbeiten ist das Verdienst von Emma Renold.

In Kapitel 3 bis 7 werden die Ergebnisse der Forschungsarbeiten von Renold dargestellt. Sie beruhen sowohl auf den Auswertungen der Gruppeninterviews als auch auf Ausschnitten von Beobachtungsprotokollen, die die Verfasserin während ihrer Zeit im Feld angefertigt hat.

In Kapitel 3 werden die „pushes and pulls of accessing, or being positioned by ‚older‘ (hetero)sexualised ‚girlie‘ feminities“ (S. 14) dargestellt. Die meisten der befragten Mädchen inszenieren ihre eigenen Körper und die der anderen als heterosexuell begehrenswert. Renold beschreibt aber auch zwei Gruppen von Mädchen, die ihre Weiblichkeiten in Opposition zu den ‚girlie feminities‘ konstruieren: Die ‚square-girls‘ in Hirstwood und die ‚top-girls‘ in Tipton. Erstere sind Mädchen, die „high-achieving, hard-working, rule-following“ sind und denen „any interest in popular fashion or ‚boys‘ either as friends or boyfriends“ (S. 64) fehlt. Die ‚top-girls‘ stellen eine Verbindung zwischen ‚tomboys‘² und ‚girlies‘ dar und kritisieren so machtvoll

die dominanten heterosexualisierten Weiblichkeiten. Sie sind mit Jungen auch ‚nur so‘ befreundet und arbeiten gegen sexistische Diskriminierung und Ausschluss von Mädchen z.B. vom Fußballspielen.

Kapitel 4 beschäftigt sich mit ‚boys doing masculinity‘. Es zeigt „boys struggles, fantasies and failures in negotiating and embodying an exclusive and ultimately unachievable range of hegemonic masculinities“ (S. 92). Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeiten erscheint der Autorin nützlich, da es mit Hilfe dieses Konzeptes möglich ist „boys’ lack of comfortable security or sustained feeling of power in investing in and taking up dominant masculine discourses and practices (e.g. fighting and football)“ (ebd.) einzufangen. Die Schule unterstützt auf formellem und informellem Wege diese Prozesse. Männlichkeiten, die sich durch Gewalt und Sportlichkeit auszeichnen, werden durch einen Diskurs, der sich ‚boys will be boys‘ nennt und durch einen entwicklungspsychologischen Diskurs des ‚play‘ (Renold nennt es ‚gaming of violence‘) normalisiert.

In Kapitel 5 und 6 beschäftigt sich die Autorin mit den Beziehungskulturen der Kinder – ‚girlfriends‘ und ‚boyfriends‘. Im Kapitel zu den Mädchen wird das „going out“ thematisiert und der Druck unter den Mädchen, eine Beziehung zu einem Jungen in der Schule aufnehmen zu müssen (vor allem in Tipton). Die Ausführungen einiger Mädchen folgen, dass Jungen nicht nur für Beziehungen, sondern auch als Freunde ‚taugen‘. Letztlich werden „pleasures and dangers of ‚doing‘ sexuality“ beschrieben. Im Kapitel zu den Jungen wird deutlich, dass es die Mädchen sind, die die „key protagonists for the production and maintenance of each school’s boyfriend-girlfriend culture“ (S. 119) sind. Für die meisten Jungen sind offene heterosexuelle Praktiken wie ‚den Mädchen gefallen‘ (‘being fancied’) oder ‚boyfriend‘ sein nicht automatisch ein Zugang zu hegemonialer Männlichkeit (vor allem in Hirstwood, wo die ‚boyfriend/girlfriend‘ Kultur schwach ausgeprägt war). Ihre Heterosexualität wird eher durch Phantasien einer zukünftigen (hetero)sexuellen Zukunft und durch „policing and shaming of Other gender and sexual identities and practices“ (S. 144) definiert. In drei Fallbeispielen aus beiden Schulen zeigt die Autorin aber auch einen alternativen Zugang zu ‚hyper-heterosexuellen‘ Männlichkeiten auf. Diese Jungen zeichnen sich als „professional boyfriends“ aus. Ihr Engagement als boyfriends fällt aus dem in den Klassen üblichen Rahmen und zeigt die Pluralität von heterosexuellen Männlichkeiten auf, die in der Primarschule produziert wird.

Das letzte empirische Kapitel ist das aus meiner Sicht innovativste, auch wenn die anderen Kapitel vielfältige interessante Praktiken und Diskurse zeitgenössischer englischer Kinder nachzeichnen. Hier geht es um die ‚Ande-

ren‘ – „being the gendered and sexualised Other“ (S. 147). Der Autorin nach sind alle Kinder in einem permanenten Fluss zwischen ‚power‘ und ‚powerlessness‘, was ihre ‚gendered and sexual identities‘ angeht. Um damit klarzukommen, versuchen viele Kinder, vor allem die „wannabe hegemonic boys“ und die „wannabe girlie-girls“, ihre „gender/sexuality“ ‚richtig‘ zu leben. Einige Kinder widerstehen aktiv den normativen ‚gender and sexual discourses and ways of being‘. Renold entwirft drei Konzepte, um die Beziehung zwischen hegemonialen und nicht-hegemonialen ‚gender identities‘ zu fassen: „doing Other“, „Othering“ und „being Other“. Alle Kinder konstruieren ihre ‚gender identity‘ in Beziehung zu ‚Other gender identities‘ (Othering). Einige Kinder probieren es aus, wie sich ‚Andere‘, nicht-hegemoniale Männlichkeiten und Weiblichkeiten anfühlen (doing Other), andere verorten sich dauerhaft in dieser Position (being Other). Die Verletzung der ‚gender/sexual norms‘ bleibt aber nicht ungeahndet, sie wird immer wieder durch ein ‚gendered and sexual bullying‘ bestraft. Die Vergeltungsmaßnahmen der marginalisierten Mädchen und Jungen, die sich bei den Mädchen in Sexismus und bei den Jungen in Misogynie äußert, unterstützen letztendlich die Formen hegemonialer Männlichkeiten und Weiblichkeiten.

In diesem Kapitel scheint deutlicher als in anderen die ‚intersektion‘ zwischen ‚class‘, ‚academic ability‘ und den nicht-hegemonialen ‚gender identities‘ durch. ‚Working-class girls‘ und ‚-boys‘ entscheiden sich demnach für eher normativere ‚ways of being‘. Vor allem die Jungen definieren und konstruieren ihr Junge-Sein über ein vollständiges Zurückweisen von allem Weiblichen, von ‚girlies‘ und vor allem von Mädchen, die „normative gender binaries“ (S. 167) verletzen.

Insgesamt ist das Buch ein gutgeschriebenes, spannendes Dokument einer Kinder-Kultur zu ‚gender and sexual identities‘, das vor allem Kindheits- und GenderforscherInnen interessieren dürfte. Wie die Autorin selbst anmerkt wäre es allerdings weiterführend, stärker die ‚intersection‘ von ‚gender‘ und ‚sexuality‘ mit anderen „differences that make a difference“ (S. 36) zu bearbeiten.

Marita Kampshoff

Helga Bilden/Bettina Dausien (Hg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Verlag Barbara Budrich: Opladen & Farmington Hills 2006

Der Sammelband „Sozialisation und Geschlecht“ geht auf eine Fachtagung zurück, die im Februar 2005 in München stattfand und sich dezidiert mit der Frage beschäftigte, ob und wenn ja, wie dem im Zuge neuerer Theoriebildung in Verruf geratenen Sozialisationsparadigma wieder Gültigkeit verliehen werden könne. Hintergrund der Debatten bildet der von vielen der Beiträgerinnen und Beiträgern zitierte Aufsatz von Andrea Maihofer, die 2002 eine kritische Wiederannäherung an das Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation mit der Intention forderte, die vergeschlechtlichen Subjekte in ihrem jeweiligen *Sein* und nicht etwa nur in ihrem *Werden*, das sich in strukturellen Bezügen und in Interaktionen darstellt, zu betrachten. Mit dieser Position forderte sie all diejenigen heraus, die sich zu Recht von theoretischen Anordnungen abwandten, die der Gefahr der Reifizierung der binären Geschlechterdifferenz unterliegen und häufig als Ziel des Sozialisationsprozesses ein mit sich selbst identisches, dabei handlungsfähiges Subjekt ohne Brüche und Widersprüche unterstellten. Die Provokation von Maihofer allerdings führte, wie der Sammelband eindrucksvoll zeigt, zu kontroversen, gleichwohl konstruktiven Auseinandersetzungen darüber, wie sozialisationstheoretische Forschung in den Kontext von Konstruktion, Dekonstruktion und Poststrukturalismus eingerückt werden kann, ohne sogleich Forderungen nach einer kohärenten Theorie zu erliegen. Insofern hier tentativ neue (Denk-) Möglichkeiten ausgelotet werden, handelt es sich um ein *work in progress*, das die Theoriebildung zwar vorantreibt, dabei aber stets um selbstkritische Reflexionen bemüht ist.

Eines der wesentlichsten Merkmale des Buches ist die Öffnung hin auf neue Fragestellungen im Zusammenhang mit den veränderten Lebensbedingungen, wie wir sie unter einem globalisierten Kapitalismus mit all seinen besonderen Ausprägungen, etwa einer zunehmenden Migration, einem Anstieg der Armutsrate oder der Fragmentierung bzw. Flexibilisierung des Menschen, zu erwarten haben. Besonders der Beitrag von *Helga Bilden*, neben Bettina Dausien eine der Herausgeberinnen, zeugt angesichts dessen von einer produktiven Verunsicherung, weil sie zunächst alte „Gewissheiten zerstreuen“ (S. 46) und neue Fragehorizonte eröffnen will; Antworten kann und will sie indes nicht geben. Damit ebnet sie den Weg zu neuen Sichtweisen, die allerdings erst dann in ihrer ganzen Breite zum Tragen kommen, wenn es gelingt, das Spektrum verschiedener, bisweilen sich widersprechender Kon-

zepte und Modelle zu präsentieren. Genau das aber erfüllen die Herausgeberinnen, insofern sie sich aufgeschlossen zeigen für Ansätze unterschiedlicher Provenienz und diese nicht unter eine wie auch immer geartete Systematik zwingen, sondern die Texte für sich sprechen lassen. Auf diese Weise demonstrieren sie eine Offenheit, die dem eigenen Anspruch auf Perspektivreichum geschuldet ist und trotzdem die Verlaufslinien, genauer noch: die Grenzen der einzelnen Ansätze deutlich macht.

Die Textsammlung besteht aus insgesamt 15 Aufsätzen, die die Spannweite der inzwischen ausdifferenzierten Forschungsrichtungen illustrieren und die zu besprechen an dieser Stelle kaum nachgekommen werden kann, weil jede der Autorinnen und jeder der Autoren inhaltlich anspruchsvoll und avanciert das Thema bearbeitet. Jede Auswahl hätte ungerechtfertigte Ausschlüsse bzw. Reduktionen zur Konsequenz. Ethnographische Forschungsmethoden werden ebenso vorgestellt wie Methoden aus der Biographieforschung, Ansätze aus der Psychoanalyse (mit Freud/Lacan) sind ebenso vertreten wie Konzepte der cultural studies, sozialisationstheoretische Modelle aus der Männerforschung (mit Connell) stehen neben poststrukturalistischen Zugängen (mit Butler) und Anordnungen aus der kritischen Theorie (mit Bourdieu). Gemeinsam ist ihnen aber eine Problemstellung, die da heißt: Wie können wir unter dem Signum der Intersektionalität Fragen zur Subjektkonstitution so beantworten, dass sie weder essentialistisch wird noch einer dichotomen Optik folgt und dabei subjekt- und gesellschaftstheoretisch abgesichert werden kann. Daraus ergibt sich notwendigerweise eine Perspektive auf die Kategorie Geschlecht, die deren Zentralität bestreitet, zugleich aber die Wahrnehmung auf andere Differenzen schärft und Diskontinuitäten ins Bewusstsein heben. Nicht etwa die Relativierung der Kategorie Geschlecht, sondern die „Verknotung“ (Bronfen) der vergeschlechtlichen Subjekte mit anderen Dimensionen von Heterogenität gerät in den Fokus der Betrachtung.

Die Herausgeberinnen haben es sich nicht nehmen lassen, mit *Regina Becker-Schmidt* eine kritische Kommentatorin für ihren Band zu gewinnen, die sozusagen als Pionierin der Frauen- und Geschlechterforschung die wesentlichsten Konfliktlinien abschließend markiert und für eine „wissenschaftliche Selbstreflexion“ (S. 291) plädiert, die es ermöglicht, die relative Reichweite des je gegebenen Ansatzes zu akzeptieren. Weil nicht *eine* Theorie *alle* Phänomene zu erklären vermag, spricht sie sich für eine erkenntnis-kritische Haltung und gegen voreilige Systematisierungen aus, weil nur mit einer gewissen Unvoreingenommenheit gegenüber anderen, dem eigenen Denken vielleicht zunächst fremden Konzepten neue theoretische Konstellationen hervorgebracht werden können. Als besonders problematisch erscheint

ihr in diesem Zusammenhang die Skepsis gegenüber Metatheorien, wie sie zuweilen auch in den Beiträgen des Sammelbandes zum Ausdruck kommt. Metatheorien, verstanden als wissenschaftskritische Einrede und als unabdingbare Voraussetzung zum Weiterdenken: „Metatheorie erschließt Denkräume“ (S. 296), wie es dort heißt, sind gerade in ihrem spekulativem Überschuss notwendiger Bestandteil jeder Theorieproduktion. Damit einher geht die Einsicht, dass Theoriebildung nicht nur induktiv erfolgen kann, dass sich also nicht jede theoretische Anordnung aus dem empirischen Material generieren lässt, sondern dass dazu ein dialektisches Wechselverhältnis von Induktion und Deduktion notwendig ist. Und schließlich gilt ihr Begriffsschärfe als selbstverständliche Bedingung jeder wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Nicht etwa dergestalt, dass Begriffe in festen Definitionen arretiert werden, sondern dass sie, eingerückt in den jeweiligen theoretischen und gesellschaftlich-historischen Zusammenhang erst ihre Aussagekraft erlangen.

Mit diesem letzten Beitrag wird noch einmal die Absicht der Herausgeberinnen deutlich: Sie wollen zum einen die Diskussionen über das Verhältnis von Sozialisation und Geschlecht vorantreiben; zum anderen erhoffen sie sich in neue theoretische und methodologische Dimensionen vorzustößen, mit allen Kontroversen, die ein solches Vorgehen verursacht.

Die Lektüre des Sammelbandes ist auf jeden Fall zu empfehlen, nicht nur, weil hier das Thema Sozialisation und Geschlecht facettenreich entfaltet wird, sondern auch, weil hier hochaktuelle Probleme von zukünftiger Relevanz verhandelt werden.

Eva Borst

**Bettina Suthues : Umstrittene Zugehörigkeiten.
Positionierungen von Mädchen in einem Jugendverband.
Bielefeld: transkript Verlag 2006.**

**Zwischen Gemeinsamkeit und Geschlechterdifferenz: Wie Mädchen
Pfade finden**

„Positionierungen von Mädchen in einem Jugendverband“ lautet der Untertitel von Bettina Suthues' Studie, einer Dissertationsveröffentlichung, die in der Reihe „TheorieBilden“ des Transkriptverlages erschienen ist. Im Fokus der Untersuchung steht die katholische Pfadfinderschaft Sankt Georg (DPSG) – diese im Untertitel hätte potenzielle LeserInnen aber möglicherweise abge-

schreckt, scheint das gewählte Feld doch sehr speziell zu sein. Im Fokus dieser Rezension steht daher die Frage: Was an der Pfadfinderschaft ist so spannend und wichtig, dass es über das Spezielle hinausweist und Forschungsergebnisse verspricht, die verallgemeinerbar und ‚theoriebildend‘ sind?

Geschichte und Mitgliederzahlen der DPSG lassen ein nach wie vor von männlicher Homosozialität geprägtes Feld (S. 75) vermuten und legen den Schluss nahe, dass Mädchen und ihre Interessen wenig berücksichtigt werden. Eine derartige Folgerung greift jedoch zu kurz: Betrachtet man nämlich einzelne Pfadfindergruppen spiegelt sich dort nicht in jedem Fall der statistische Durchschnitt wider, d.h., es gibt sowohl Gruppen, die einen ‚Überhang‘ an Mädchen bzw. Jungen zu verzeichnen haben, als auch solche, in denen ein ausgeglichenes Geschlechterverhältnis gegeben ist (S. 12f). Wichtiger ist aber, dass oben genannter Schlussfolgerung die Annahme einer omnipräsenten männlichen Dominanz unterliegt, die den Verband als kaum veränderbar erscheinen lässt. Hier setzt die Studie von Suthues an: Sie stellt Geschlechts- und Verbandszugehörigkeit und das Zusammenwirken beider zur Disposition. Dabei geht sie von der These aus, dass sowohl Geschlechts-, als auch Pfadfinder-Zugehörigkeit immer wieder neu in der Praxis hergestellt werden müssen und nicht einfach von Geburt bzw. vom Zeitpunkt des Eintritts in den Verband an ‚gegeben‘ sind. Es geht der Autorin darum, die DPSG-spezifische *Illusio*, also den das Feld der Pfadfinderschaft kennzeichnenden ‚Glauben an das, was auf dem Spiel steht‘, zu rekonstruieren: Was ist in der DPSG die „legitime Art und Weise, PfadfinderIn zu sein“ und in welchem Verhältnis steht dies zur geschlechtlichen Markierung als ‚Mädchen‘? (S. 14)

In Kapitel 1 werden die Diskussionslinien in den bisherigen Studien zum Thema „Geschlecht in der Jugendverbandsarbeit“ nachgezeichnet. Im Anschluss daran entfaltet die Autorin in Kapitel 2 die theoretischen Rahmungen ihrer Arbeit: Die von Bourdieu übernommenen Begriffe *Illusio*, *Habitus* und *Feld* (S. 60) werden unter der Perspektive neuerer Theorien der Geschlechterforschung erweitert und geschärft. Suthues zeigt auf, dass Untersuchungen durch die Geschlechterbrille hindurch zur Reproduktion der Differenz führen, da das Vorgefundene auf der Folie angenommener Unterschiede gedeutet, anstatt in seinem Herstellungsprozess analysiert wird (S. 75). Einen Raum jenseits starrer Zuschreibungen von ‚männlich-weiblich‘ eröffnen die Analysebegriffe Neutralisierung, Entdramatisierung (vgl. Faulstich-Wieland et al. 2004¹) und Dramatisierung, die Suthues einführt, um das, was zwischen den

1 Faulstich-Wieland, Hannelore/Weber, Martina/Willems, Katharina (2004): Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen. Weinheim/München.

AkteurInnen in Bezug auf Geschlecht ausgehandelt wird, differenzierter rekonstruieren zu können: „Wenn [...] praxisrelevante Unterschiede ‚verschleiert‘ werden, scheint es sinnvoll, von *Neutralisierung* zu sprechen.“ (Hervorh. im Original, S. 57) Damit ist gemeint, dass den Praktiken der AkteurInnen die selbstverständliche, nicht thematisierte Annahme einer hierarchischen Geschlechterdifferenz unterliegt. „*Entdramatisierung* würde im Gegensatz zu *Neutralisierung* bedeuten, dass Geschlecht weder vordergründig noch ‚heimlich‘ seine Wirkung entfaltet.“ (Dito, ebd.) Eine *Dramatisierung* liegt hingegen vor, „wenn Geschlecht zur zentralen Kategorie der Wahrnehmung wird.“ (Ebd.) Diese Analysekategorien bedeuten nicht nur, dass Geschlecht mal mehr, mal weniger wichtig ist – vielmehr wird *davon abgesehen*, „dass Geschlecht eine Eigenschaft von Individuen jenseits der Praxis ist und dass Kontexte über die Praxis hinausgehend vergeschlechtlicht sind.“ (S. 76)

Auf diesem Hintergrund werden in Kap. 3 die historischen Entwicklungen der DPSG im Umgang mit dem Geschlechterthema seit den 1970er Jahren bis heute (2005) nachgezeichnet. Mittels einer ausführlichen Dokumentenanalyse arbeitet Suthues die DPSG-spezifische *Illusio* heraus. Diese erweist sich als doppelbödig, da einerseits die Gemeinschaft aller hervorgehoben, andererseits die Geschlechterdifferenz betont und als Problem gesehen wird (S. 146).

Wie verorten sich nun die von Suthues befragten Pfadfinderinnen in diesem „Spannungsfeld [...], in dem für Mädchen die Zugehörigkeit zum Verband und die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht als schwer vereinbar erscheinen“ (S. 157)? Aus insgesamt zehn Interviews mit Mädchen im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, die in ethnischer, religiöser und sozialer Hinsicht unterschiedlich waren, wurden drei ausgewählt. In den Gesprächen wird die *Illusio* der DPSG durch die Mädchen teils bestätigt, teils unterlaufen, teils aktiv negiert. So fühlt sich *Emma* in erster Linie ihrer Mädchengruppe zugehörig, dadurch bestätigt sie gleichzeitig die Geschlechterdifferenz. Auf dem Sommerlager findet sich ihre Gruppe jedoch in einer Randposition wieder, da ihre üblichen Aktivitäten (wie z.B. „Quatschen“, S. 167) nur wenig Anerkennung finden und als Absonderung aus der Gemeinschaft gesehen werden. Dennoch wird das Sommerlager innerhalb der Mädchengruppe als Konstitutionsmerkmal für Zugehörigkeit genutzt – in diesem Zusammenhang wird Geschlecht also entdramatisiert. *Lea* hingegen stellt ihre Zugehörigkeit durch Kenntnis der Verbandsregeln und das Tragen der Kluft her. Gegen bestimmte ‚feminine‘ Darstellungs- und Handlungsweisen grenzt sie sich ab, indem sie z.B. ihre Gruppenleiterinnen als „Weiber“ (S. 204) bezeichnet – eine geschlechtliche Dramatisierung, die mit Ausschlussbestrebungen verknüpft ist.

Marit schließlich wird auf eine Position am Rande ihrer Gruppe verwiesen, da sie sich den von ihr als „kindisch“ (S. 248) empfundenen Gruppenaktivitäten meistens entzieht. Ihre Strategie ist hinsichtlich ihrer Bezugnahme als Mädchen auf die männlichen Gruppenleiter geschlechtsdramatisierend. Mit der Selbstbezeichnung als „Outsider“ verzeichnet sie jedoch eine Art ‚Provokationsgewinn‘ und „neutralisiert“ (S. 254) ihre geschlechtliche Markierung als Mädchen.

Die Studie zeigt durch die Analyse der vielfältigen ‚Pfade‘, die Mädchen finden, beispielhaft die zwar vorhandene, aber zugleich begrenzte Plastizität einer sozialen Ordnung. Der eindimensionale Blick auf ‚Mädchen als Opfer der Verhältnisse‘ muss als überholt betrachtet werden. Gleichzeitig wird jedoch deutlich, dass dies *nicht* heißt, dass diese Verhältnisse, sprich: das Handeln von Vorstand und GruppenleiterInnen der DPSG, aus dem Blick geraten dürfen. Um auf die Eingangsfrage nach dem theoretischen Gewinn der Arbeit zurückzukommen: Dieser liegt darin begründet, dass Suthues die Begrifflichkeiten Bourdieus mit Ansätzen aus der interaktionsbezogenen Geschlechterforschung zusammenbringt und für weitere Forschungen ‚handhabbarer‘ macht; darüber hinaus werden die unauflöslichen Verschränkungen von *Illusio* und individuellem Handeln bzw. *Habitus* der befragten Akteurinnen konkret nachgewiesen. Aus diesen theoretischen Einsichten erfolgt auch ein praktischer Gewinn: Diejenigen PädagogInnen, die sich über ‚schwierige, pubertierende Mädchen‘ beklagen, werden auf sich selbst zurück verwiesen und sind aufgefordert, ihre geschlechtsbezogenen Wahrnehmungs- und Handlungsweisen zu überdenken. Fazit: Eine hervorragende geschriebene und daher auch in den anspruchsvollen theoretischen Passagen gut lesbare Studie, die es verdient, sowohl von PraktikerInnen in der Jugendarbeit, als auch von wissenschaftlich Tätigen gelesen zu werden.

Barbara Scholand

Doris Lemmermöhle/Stefanie Große/Antje Schellack/Renate Putschbach: Passagen und Passantinnen. Biographisches Lernen junger Frauen. Eine Längsschnittstudie. Münster u.a.: Waxmann 2006.

Diese Studie hat es in sich: In einem Längsschnitt über 14 Jahre werden die Biographien junger Frauen darauf hin untersucht, wie sie ihren Lebensentwurf gestalten, woran sie sich dabei orientieren, in welcher Weise sie mit und

aus ihren Erfahrungen lernen und mit widersprüchlichen Anforderungen zurechtkommen. Das Forschungskonzept geht von einer höchst komplexen Struktur der Zusammenhänge und wechselseitigen Beziehungen zwischen den Handlungsoptionen der Akteurinnen und den dieses Handeln begrenzenden Bedingungen aus. Entsprechend füllig und differenziert sind die Ergebnisse – und überzeugend wirklichkeitsnah. Man muss die Vielfalt der Perspektiven zunächst wieder voneinander trennen, um die Leistung der Autorinnen, komplexe Zusammenhänge stimmig aufeinander zu beziehen und zu klären, angemessen würdigen zu können.

Längsschnittstudien werden selten gemacht, weil sie aufwändig sind, schwer zu planen, meist nur in Abschnitten nacheinander finanziert und mit diskontinuierlich beschäftigten Mitarbeitern durchgeführt werden, insgesamt also ein risikoreiches Unternehmen bleiben. Unsichere und befristete Beschäftigungsverhältnisse sind immer wieder ein Hindernis für längerfristige Forschungsprojekte, die ihrer Fragestellung über einen mehr als dreijährigen Zeitraum nachgehen.

Qualitative Studien sind immer dann erforderlich, wenn es wenig oder keine empirischen Vorarbeiten zur Thematik gibt oder wenn die zu klärende Problematik so komplex ist, dass einfache theoretische Kombinationen den Gegenstand unzureichend erfassen würden. Darüber hinaus ist von qualitativen Studien zu erwarten, dass sie zur Generierung von Theorie beitragen, indem sie komplexe Zusammenhänge sozialer Wirklichkeit zu klären versuchen. Die Methodologie qualitativer Forschung hat seit den 1990er Jahren eine rasante Entwicklung gemacht: ein „Handbuch qualitative Forschung in der Erziehungswissenschaft“ (Hg. B. Friebertshäuser/A. Prengel) ist 1996 zum ersten Mal erschienen. Forschungsprojekte haben durch die Verwendung unterschiedlicher interpretativer Verfahren (z.B. „Dichte Beschreibung“ nach C. Geertz, „Grounded Theory“ nach Glaser/Strauss, „Objektive oder Strukture Hermeneutik“ nach U. Oevermann, „Dokumentarische Methode“ nach R. Bohnsack) auch dazu beigetragen, diese Verfahren forschungspraktisch zu nutzen, zu erproben, zu modifizieren und weiter zu entwickeln. Die Studie „Passagen und Passantinnen“ hat zu fünf Zeitpunkten (1988 bis 2001) Interviewdaten derselben jungen Frauen gesammelt, d.h. sie umspannt nicht nur die Dynamik von deren Biographien, sondern auch eine Entwicklungsspanne qualitativer Forschung in Sozial- und Erziehungswissenschaft.

Das *biographische Lernen* ist eine dritte Komponente des Forschungsansatzes. In der Erziehungswissenschaft wird biographisches Lernen erst seit 1979 (D. Baacke/T.Schulze Hg.: *Aus Geschichten lernen*) thematisiert. Seitdem hat jedoch die erziehungswissenschaftliche Biographieforschung erheb-

liche theoretische wie forschungspraktische Konturen gewonnen. Häufig sind die – in narrativen Interviews – rekonstruierten Biographien von Jugendlichen oder Erwachsenen Gegenstand der Forschung, d.h. die Rückblicke der Probanden sind das Material, ergänzt um Dokumente, Fotos, besondere Ereignisse. Auch die von den Autoren selbst verfassten und aufgeschriebenen Rückblicke sind Gegenstand biographischer Forschung. Dagegen ist die doppelte oder mehrfache biographische Rekonstruktion, d.h. narrativ-biographisches Erzählen zu verschiedenen Zeitpunkten, eher eine Ausnahme.

Die vierte Komponente des Forschungsansatzes ist die Perspektive auf das *Geschlecht* als Strukturkategorie. Auch die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung hat sich seit den 1980er Jahren zu einem beachtlichen und differenzierten Forschungsfeld entwickelt, wobei – nach meinem Eindruck – Studien zur Biographie, Berufs- und Lebenssituation von akademisch gebildeten Frauen weit häufiger zu finden sind als solche von Frauen aus unteren sozialen Milieus. Bei begrenzten Ressourcen und Gelegenheiten für Handlungsentscheidungen könnten die biographischen Orientierungen anders aussehen als bei studierenden Frauen. Umso interessanter ist es, herauszufinden, welche Optionen die jungen Frauen mit Schulabschlüssen von Haupt-, Real- und Gesamtschulen für ihr Handeln haben und nutzen.

Die Studie „Passagen und Passantinnen“ operiert auf diesen vier Ebenen und stellt sie in einen inhaltlichen, strukturalen und methodischen Zusammenhang.

Leitende Fragestellungen

Wie junge Frauen in der Lebensspanne von 14 bis 27 Jahren ihre Biographie lernend gestalten und wie sie sich in den Statuspassagen von Berufsorientierung, Berufsausbildung, Berufseinmündung, Erwerbsarbeit, Partnerschaft und Familiengründung orientieren, handeln und entscheiden, das steht im Mittelpunkt dieser Studie.

Zu Beginn (1988) wurden 72 Schülerinnen aus Haupt-, Real- und Gesamtschulen in problemzentrierten Interviews nach ihren Planungsperspektiven und Lebensentwürfen gefragt, nachdem sie im schulischen Unterricht an berufsorientierenden Lernangeboten teilgenommen hatten. Dieselben Schülerinnen nahmen nach ein-einhalb Jahren nach einem Betriebspraktikum an einer zweiten Erhebung teil. Ein halbes Jahr nach Abschluss des 10. Schuljahres (1992) wurden 52 dieser jungen Frauen wiederum nach ihren Erfahrungen mit dem Übergang von der Schule in die Berufsausbildung bzw. der weiterführenden Schule interviewt. Gut drei Jahre später (1995), in der vierten Er-

hebungsphase, wurden 12 Frauen für ein drittes problemzentriertes Interview ausgewählt und für die letzte Erhebung (2001) wurde mit 19 der Frauen ein biographisch-narratives Interview geführt in lebensgeschichtlich bilanzierenden Focussierung.

Mit der Theorie der Strukturierung von Lebensverhältnissen in der gesellschaftlichen Moderne von Anthony Giddens, den Konzepten von Statuspassagen und biographischem Lernen fragen die Autorinnen, inwiefern der Wandel der gesellschaftlichen Moderne, der den Menschen mehr Wahl- und Entscheidungsoptionen für ihre Lebensgestaltung eröffnet, für die jungen Frauen eher ein Zugewinn an Freiheit oder ein Verlust an Sicherheit ist (S. 45). Dazu fragen sie

- nach den soziostrukturellen und normativen Vorgaben, auf die die Akteurinnen zurückgreifen, und nach den Handlungskontexten, an denen sie sich im Verlauf der Statuspassagen orientieren,
- nach der Art der individuellen Aushandlungsprozesse,
- nach der Bedeutung der Kategorie Geschlecht in den Aushandlungsprozessen sowie
- nach der Art der biographischen Lernprozesse der Akteurinnen.

Ergebnisse

„Weil mir dauernd etwas zustößt und mich aus dem Gleichgewicht bringt, muss ich dauernd runterschlucken, verarbeiten, wiederauferstehen.“ So formulierte Jürgen Henningsen schon 1981 (S. 63) den permanent erzwungenen Umgang mit den Handlungs- und Entscheidungsoptionen in der Moderne. Dabei sind die Optionen nicht beliebig offen, sondern strukturell, institutionell und sozial begrenzt. Die Entscheidung aus freiem Willen ist nicht nur eine Chance, sondern kann auch als Last und Zumutung erlebt werden. Die jungen Frauen der Studie bleiben Akteurinnen ihrer Lebensgestaltung, auch wenn sich die einmal getroffene Wahl als brüchig oder falsch erweist. Das kommt in den ausführlichen biographischen Porträts bzw. Fallanalysen von sechs Frauen zum Ausdruck, die als maximal kontrastierende Fälle ausgewählt wurden.

Die Art und Weise, *wie* die Optionen benutzt und biographische Verläufe zustande kommen, werden von den Autorinnen als *Modi des Aushandelns* auf einer Bandbreite von sieben unterschiedlichen Mustern beschrieben, die zwischen Routinen, Rekonstruktionen, Reflexionen und Anpassung die jeweilige Sinngebung prägen und das Lernen konstituieren. Dabei spielen die Ressour-

cen des sozialen Umfelds der Akteure als Handlungsbedingungen mit hinein und bestimmen mit, ob die Aushandlung eher konfliktarm durch gelebte Alltagspraxis geschieht oder – bei Konflikten – eher mit reflektierender Verarbeitung eine Veränderung bewirkt. Die Aushandlungsmodi werden in Beziehung gesetzt zu den Selbst- und Wirklichkeitskonstruktionen, der Handlungsorientierung, der Art biographischen Lernens und dem Umgang mit normativen Vorgaben.

Sorgfältig werden die Passungsverhältnisse zwischen den Handlungsorientierungen, den biographischen Ressourcen, den strukturellen Bedingungen und Wertvorstellungen der sozialen Umwelt der Akteure herauspräpariert, weil sich daran entscheidet, ob die Aushandlung eher konfliktarm oder konfliktträchtig erfolgt. Nachweislich kommt „den Geschlechterverhältnissen, den geschlechtscodierten Institutionen und den geschlechtsspezifischen Zuschreibungen noch immer eine konfliktträchtige Rolle zu“ (S. 307). In jeder Biographie – mit Ausnahme der Frau, für die eine ausschließliche Familienorientierung selbstverständlich ist und bleibt – erfolgt die Selbstverortung in geschlechtshierarchischen Strukturen.

Auf einer zweiten Ebene des Fallvergleichs präparieren die Autorinnen vier *Lernprozesstypen* heraus, die für weiterführende pädagogische Implikationen von besonderer Bedeutung sind.

Im Lernprozesstyp I *verfestigen* sich die anfänglichen Konstruktionen und Orientierungen im Verlauf, im Lernprozesstyp II erfolgt die Veränderung als sukzessive *Anpassung* an die äußeren Bedingungen, während im Lernprozesstyp III Erfahrungen eher zum *Aufbrechen* normativer Vorgaben und Muster bearbeitet werden. Im Lernprozesstyp IV sind Handlungsentscheidungen eher *flexible Reaktionen* auf Gelegenheitsstrukturen.

Der doppelte Blick auf die wechselseitige Beziehung von *Struktur* der Handlungsbedingungen und dem darin lebenden, agierenden *Subjekt* erweist sich als theoretisch ergiebige Perspektivierung. Er lässt es zu, die jungen Frauen als eigenständig handelnde Akteurinnen zu sehen, die die Unsicherheiten ihrer biographischen Entwicklung zwischen institutionellen Bedingungen, sozialem Milieu und kulturellen Zuweisungen verantwortlich aushandeln, gestalten und bewältigen. „Es mangelt den jungen Frauen nicht an einem Bewusstsein über geschlechtshierarchische Benachteiligungen, sondern angesichts der vielfältigen aufgezeigten Anforderungen auf dem Weg durch die Statuspassagen mangelt es an kontinuierlicher Unterstützung und realen Optionen zur Umsetzung ihrer Aspirationen jenseits geschlechtsspezifischer Zuschreibungen.“ (S. 308) So fassen die Autorinnen zusammen.

Perspektiven

Zweifellos ist diese Studie kein einfacher Text und nicht leicht zu lesen. Doch ist es den Autorinnen gelungen, durch Zwischenbilanzen und Zusammenfassungen das Anliegen und die Erträge der Längsschnittuntersuchung auf den Punkt zu bringen. Man wünscht sich am Ende ein weiteres Kapitel oder eine Fortschreibung als pädagogischen Entwurf: Wie sollten im schulischen Unterricht und in der Phase der Berufsausbildung Lebensentwürfe und Handlungsorientierungen von jungen Frauen anders und besser unterstützt und gefördert werden? Es müsste auch die quantitative Verteilung der vier Lernprozessstypen in weiteren Studien und ggfs. auch bei jungen Männern ergründet werden. Auch ist diese Studie ein Meilenstein: künftige Längsschnittstudien zu Lernbiographien werden auf dieser Grundlage aufbauen und ihr theoretisches und forschungspraktisches Vorgehen daran zu orientieren haben.

Dietlind Fischer